

## 2.5. Gestaltung

In einem Park, der ein rein künstliches ist, ist das Wesen des Bodens oder der Luft, die er umgibt, ab. Er ist keine "Natur", sondern eine künstlich gewachsen Körperteil. Um nur ein Beispiel zu geben:

Es soll hier kritisch nur auf einige Punkte allgemeiner oder längerfristiger Natur eingegangen werden. Darunter fallen Fehler, die schon lange existieren oder sozusagen bereits zum gewohnten Bild gehören, so daß sie niemand mehr wahrnimmt. Nicht Kleinigkeiten, die heute entstehen und morgen wieder verschwinden. Ein Punkt, der Anlaß zu Kritik gibt und fast ein Charakteristikum der Grazer Parks darstellt, ist die traditionelle Wasserknappheit. Es existieren auf der Welt nicht wenige Parkanlagen, die mehr Brunnen und Wasserflächen beinhalten als alle Grazer Parks zusammen. Die optische Wahrnehmung von Vegetation und Wasser ist ein in sich logisches und befriedigendes Erlebnis, und für einen Garten mit gehobenem Qualitätsanspruch unabdingbar. Ein leise plätschernder Springbrunnen würde unzähligen romantischen Winkeln des Stadtparks, des Schloßbergs, des Volksgartens und anderen, ungemein gut tun. Überhaupt in Anbetracht der Tatsache, daß selbst manche bereits vorhandene Wasserflächen über lange Zeiträume trocken dahinvegetieren. Wie zum Beispiel bei der Waldlilie im Stadtpark.

von Meter! ist man enttäuscht.

Ein anderer, auch die Parkmöblierung betreffender Punkt der Kritik wird vielleicht etwas überspitzt wirken, ist aber sicher nicht so unwichtig, wie er scheint. Es ist die desillusionierend gleichförmige Ausstattung aller Parks. Zur Entstehungszeit hatte jede der großen Grünflächen ein eigenes Gesicht und Charakter. Geboren aus den herrschenden Verhältnissen und dem vielleicht schon vorhandenen Fundus an Vegetation. Im Laufe der vielen Jahre aber, in denen alle Anlagen unter zentraler Obhut standen, entwickelten sie sich zu einer Gleichförmigkeit, die sehr viel ursprünglichen und individuellen Reiz überdeckt.

In einem Park, der ein rein künstliches Produkt ist, bildet sich das Wesen des Bodens oder die Atmosphäre der Lage nur schwach ab. Er ist keine "Gstättn", auf der ortstypische Ruderalvegetation wachsen könnte. Um hier individuellen Reiz und Abwechslung zu schaffen, muß der Gartenkünstler eingreifen. Im Gegensatz zu dieser Erkenntnis steht aber das genauso häufige wie enttäuschende Gefühl, wenn man in einer weit entfernten Stadt des Auslands, wo vieles aufregend anders und fremd ist, den dortigen Park betritt und sich einer Batterie haargenau gleicher Müllkörbe wie zu Hause gegenüber sieht.

Da sich diese einfallslose Normierung auch auf einen großen Teil der Bepflanzung erstreckt, eine Esche aber überall eine Esche ist und ein Jasminstrauch ein Jasminstrauch, ist der internationale Einheitsstil vorstellbar, der dabei herauskommt. Doch ist in ihrer Auswirkung diese internationale Einförmigkeit im Grunde nicht so schlimm wie die örtliche. Von fremden Parkanlagen erwartet man meist nichts Konkretes, doch die in der Heimatstadt kennt man. Man weiß ihre Namen, ihre Größe und Lage und erhofft sich von jeder eine eigene spezifische Gestaltung. Wenn sie nicht gegeben ist, sondern nur "Grünfläche vom Meter", ist man enttäuscht.

In Grenzen halten dürften sich auch die wirtschaftlichen Vorteile einer solchen Vorgangsweise. Und selbst wenn es wirklich eminent kostengünstiger ist, in allen Grünanlagen die selben Bänke aufzustellen, sollte man dennoch im Interesse der Identität darauf verzichten und absichtlich andere, individuell zum jeweiligen Park passende, verwenden. Dasselbe gilt auch für die Pflanzen. Die Bestückung aus dem Katalog mag im Bauwesen angehen, bringt aber in die Grünkultur sicher keine Qualität.

Es wurde bereits festgestellt, daß eine der Ursachen der Vereinheitlichung der Grazer Parks in der zentral geführten Pflege zu suchen ist. Es wäre also in diesem Zusammenhang unbedingt einer Dezentralisierung der gestalterischen Verantwortung das Wort zu reden. Vielleicht würde dabei so etwas wie ein leichter Wettbewerb entstehen, von dem Qualität wie Vielfalt nur gewinnen könnten.

Denn in Grünflächen gehört Vielfalt, und bei der Möblierung, also bei Mistkübeln, bei Lampen, Sitzbänken und bei Bodenbelägen, sollte sie bereits beginnen.

Erstauulich viele Grazer kennen die Ungergasse, eine unauffällige kurze Gasse am rechten Murufer, ohne irgendwelchen aufregenden Inhalt. Sie hat nur eines. Einen der letzten alternativen Fahrbahnbeläge von Graz. Selbst bei den Grazern, die spontan nicht wissen, welche nun die Ungergasse sei, genügt meist die Erwähnung dieser Tatsache, um sie sofort in das Gedächtnis zu holen. Bodenbeläge haben offensichtlich mehr Wirkung auf uns Menschen, als es unser zuasphaltierter Verstand wahrhaben möchte, und Architekten vieler Länder wissen das auch schon lange. Nun sollte man aber die Konsequenz für die Parkanlagen, und gerade für diese ziehen. Wie stark Asphaltbänder grundsätzlich und besonders ab einer gewissen Breite die natürliche Wirkung einer Landschaft zerschneiden, ist heute fast niemandem mehr bewußt, da es fast keine anderen Wege mehr gibt. Im Grünbereich existieren aber Alternativen, und man sollte sie, da sie zugegebenermaßen alle teurer in Anlage und Pflege sind als Asphalt, wenigstens an einigen Stellen anwenden.

Man kann nicht mit dem Kostenargument jeder phantasievolle Pflasterung, allen Kies und jeden Schrittstein aus den Parks verbannen. Es entstünde zwar vielleicht mehr Parkfläche, diese würde aber veröden. Schrittsteine würden sich beispielsweise im Bereich der Bänke anbieten. Dann wäre es vielleicht auch möglich, einige davon umzudrehen, oder zumindest so zu stellen, daß der Sitzende nicht immer den Asphalt des vorbeiführenden Weges vor sich hat, sondern eine grüne Wiese. Das Argument einer psychischen Unsicherheit, die sich einstellt, wenn man mit dem Rücken zur belebten Wegzone sitzt, ist absolut stichhaltig, doch ist dem durch Anordnung von Hecken, Mäuerchen oder Bäumen abzuhelpfen. Solche Maßnahmen würden Schutz und Geborgenheit suggerieren und in einigen Fällen auch Lärm und Wind abhalten, somit Attraktion und Verweildauer steigern. Lärmschutz wäre vor allem in den Randzonen der Anlagen, man denke an das Glacis oder die Volksgartenstraße, bitter notwendig. So notwendig, daß man fast eine zumindest teilweise Ummauerung in diesen Bereichen befürworten müßte. Natürlich wäre die Gestaltung solcher Mauern eine sehr heikle Aufgabe, ließe sich aber sicher lösen, denn schließlich waren noch vor hundert Jahren alle großen Schloßparks ummauert. Die Vorstellung der beruhigten Zonen hinter einem solchen Schutz wäre faszinierend. Der Park würde sogleich um einiges größer wirken, da momentan das Getriebe auf der Umgebungsstraße optisch wie akustisch und vor allem gefühlsmäßig bis tief in die Anlagen reicht. Besonders die Glacisgrenze des Stadtparks würde zu einem Test-Versuch herausfordern.

Die Parkanlagen waren zudem nicht immer so durchsichtig wie jetzt. Es gab wesentlich mehr Hecken, Bäume und Unterholz. Das wurde alles in der Zeit des Rationalismus nach dem Krieg eliminiert. Mit der Begründung, daß sie zuviel Arbeitsaufwand erfordern und vor allem die Transparenz behindern. Es käme bei solchen abgeschlossenen Bereichen allzuleicht zu "Unzulänglichkeiten". Mit demselben vielsagenden Argument wurde schon 1860 von einigen "besorgten" Bürgern gegen die Anlage des Stadtparks überhaupt opponiert, doch konnte man ihn bis heute auch beim schlechtesten Willen nie als Brutstätte der Kriminalität bezeichnen. (20)

Es müßte doch auch für einen nur mäßig Sensiblen bereits spürbar sein, daß ein Park, durch den man wie auf einem Kartoffelacker von einem zum anderen Ende durchblicken kann, eigentlich keiner ist. Von dieser peinlichen Leerräumung ist aber ein Großteil der Grazer Anlagen, sind besonders die älteren, betroffen. Wobei es subjektiv die kleinen härter trifft, da sich die reine Bodenfläche durch die flache Perspektive der Passanten optisch ohnehin sehr reduziert. Am schlimmsten traf es den Augarten, der, da die ihn umfassende Straße im Niveau höher liegt, zum perfekten Präsentierteller geriet.

Was hier an Transparenz zuviel getan wurde, fehlt interessanterweise in einer anderen prominenten Anlage wiederum vollends. Gemeint ist der Schloßberg mit seinem mittlerweile stark überalteten Bewuchs, der seine Funktion als Erholungsfläche sehr vermindert. Wie erwähnt, legte Welden bei der Planung sehr viel Wert auf die Schaffung von freier Aussicht, von Ruhepunkten und Besonnung. Von all dem ist aber heute nichts mehr zu spüren.

Besteigt man den Schloßberg wegen dieser angeführten Genüsse, bleibt nichts übrig, als ihn bis zur Spitze zu erklimmen. Die Hänge sind, den Felsensteig ausgenommen, mit dichtem Hochwald bedeckt. Zu allem Überfluß auch noch mit Unterholz vollgestopft, so daß an eine Aussicht oder an ein entspanntes Verweilen in der Sonne gar nicht zu denken ist. Selbst auf dem Plateau, an den für den Ausblick extra markierten Punkten, verstellt üppiger Wildwuchs die Sicht. Erstaunlich, daß es hier zu keinen "Unzulänglichkeiten" kommt.

Seit vielen Jahren wird von verschiedenen Seiten die Forderung nach Auslichtung der Baum- und Strauchsubstanz erhoben, doch geschehen ist bisher nichts. Dabei könnte der heute so abweisend dunkle Hügel ungeahnten Charme aufweisen. Im Stadtmuseum wird ein anonymes kolorierter Kupferstich aus dem Jahr 1845 aufbewahrt, eine Abbildung des Schloßbergs vor seiner Aufforstung, die deutlich zeigt, wie angenehm ein nur von Baumgruppen und Wiesen bedeckter Schloßberg wäre.

Auch die Bausubstanz in und an den Parks ist teilweise vernachlässigt, teils überhaupt fragwürdig. Auf dem Schloßberg befindet sich eine ganze Menge von historischen Bauten, die zur geschichtlichen Identität der Grazer beitragen könnten, doch infolge schlechten Erhaltungszustandes oder völliger Überwachsung mit Pflanzen kaum auffallen und in einem Dornröschenschlaf dahindämmern. Auch haben die notwendigen Zweckbauten viel zu viele An- und Zubauten minderer Qualität, die das Bild, besonders was die oberen Bereiche betrifft, sehr stören.

Im Stadtpark wiederum stören diverse Häuschen und Hütterln unterschiedlichster Funktion und Gestaltung. Gerade an einer der prominentesten Ecken zwischen Glacis und Maria Theresia Allee erhebt sich auf Stadtparkboden ein sehr häßliches Umspannhäuschen. Sogar die Bedürfnisanstalt auf der anderen Straßenseite, eine elegante gußeiserne Konstruktion, sieht dagegen schön aus. Man sollte dem Gedanken näher treten, diesen Zweckbau, so wie bereits einmal in der Innenstadt geschehen, unter die Erde zu verlegen.

Viel neueren Datums, aber um nichts weniger störend, ist die Gestaltung zweier Imbißbuden bei Paulustor und Burgtor. Erfrischungskioske gehören zur Parktradition, doch hat man immer versucht, sie in Größe und Gestaltung an ihren Standort und ihre Bestimmung anzupassen. Diese beiden zitierten Versuche müssen aber als mißlungen bezeichnet werden, denn sie wurden mitten in einer Großstadt in rustikalstem Holzbau errichtet und dann noch mit Zäunen und Verschlängen gegen die Umgebung isoliert.

Es ist unklar welche gestalterischen Ziele man bei Ihrer Planung verfolgte, doch hätte man sich, durchaus in positivem Sinn, vom Äußeren eines weiteren Stadtparkbauwerks beeinflussen lassen können. Gemeint ist das WC-Gebäude am Burgring, das unauffällig unter Ausnützung des Dammhanges in den Park gesetzt wurde.

Doch nicht nur an den notwendigen Zweckbauten ist eine leichte Desorientierung feststellbar. Diese betrifft auch die Anordnung von plastischem Schmuck, Denkmälern und Gedenktafeln, insbesondere im Stadtpark. Er beinhaltet dreißig derartige Objekte, was für eine Anlage dieser Größe schon etwas viel ist und auf Grund der meist pietätvollen und getragenen Stilisierung eine gewisse Friedhofsatmosphäre evoziert.

Grundsätzlich ist überhaupt nichts gegen das Aufstellen von Denkmälern in Parks zu sagen. Das hat man immer schon getan, und sie fügen sich in Aussehen und Funktion sehr gut ein. Doch sind dabei doch einige Regeln zu beachten. Wenn es schon der Zeitgeist oder die Finanzen nicht erlauben, aufwendige große Denkmäler mit Umgebungsstruktur wie in früheren Zeiten zu errichten, so sollte man doch auch in die Beschränkung etwas mehr Niveau bringen.

Neuerdings wird nur mehr eine Unmenge Steinstelen miteinander ähnlich sehenden Köpfen aufgestellt. Was noch viel schlimmer ist, irgendwo in einer Wiesenfläche. Ohne merkbare Regel und Ordnung. Es sieht fast so aus, als wäre man sie irgendwie losgeworden. Man könnte sich, was diesen Punkt betrifft, doch leicht am Vorhandenen orientieren oder Fachleute, sprich Künstler mit etwas Gefühl, für diese Aufgabe zuziehen. Es wäre nicht schlimm, wenn solche Mißgriffe Einzelfälle wären, aber mittlerweile stehen schon an die zehn Köpfe auf Pfeilern so zufällig herum, und es steht zu befürchten, daß es so weitergeht. Zusammen mit dem beeindruckenden Rest von zwanzig anderen Denkmälern oder denkmalähnlichen Objekten herrscht im Stadtpark bereits ein ziemliches Gedränge. Es ist nicht daran zu denken, irgend eines der zitierten Objekte wieder zu entfernen, aber man könnte sie, ohne dem Andenken der Geehrten zu schaden, nach ausländischem Vorbild, an einigen Orten konzentrieren, was dann auch die nötigen qualitativen Rahmen-

bedingungen wirtschaftlich vertretbar machen würde. Wie zum Beispiel Sockel, und gestaltete Plätze, oder, wie erwähnt, Hecken und Mauern. Bei solch einem Beispiel in England stehen (21) ähnliche Stelen auf einem stufenförmigen Steinsockel nebeneinander vor einer schützenden, kunstvoll bearbeiteten, halbkreisförmigen Mauer. Auch sollte man die Parks nicht mit Rumpelkammern verwechseln. Dinge, die nur für einen bestimmten Zweck aufgestellt wurden, sollten nach Ablauf ihrer Funktion auch wieder entfernt werden. Das betrifft vor allem das ungefüge Holzkreuz vom Katholikentag 1984 an der Dammallee. Es steht mitten auf einem Weg und ist für die Umgebung viel zu groß und klobig:

Platz des ...

gebäude ...

Ein sehr wichtiger Punkt der Gestaltung kam bisher noch nicht zur Erwähnung. Das ist die richtige Wahl von Pflanzen, beziehungsweise ihre Dimensionierung. Ein gutes Beispiel dafür stellt die Begrünung des Griesplatzes dar. Seinem eigentlichen historischen Charakter als Vorstadtplatz werden die bescheidenen und wenigen Bäume nicht gerecht. Er würde ein deutliches Mehr an Begrünung benötigen. Wobei nicht unbedingt nur die Zahl der Pflanzen oder Quadratmeter an Rasenfläche gemeint ist, sondern vielmehr der allgemeine Charakter der Vegetation, der vieles ändern könnte.

Das ist folgendermaßen zu verstehen: In der Symbiose von Architektur und Vegetation wird sehr oft übersehen, daß auch die einfachen Größenverhältnisse großen Einfluß auf die Gesamtwirkung ausüben. Bäume sollten beispielsweise niedriger oder höher als das benachbarte Gebäude sein aber nicht gleich groß. Ist der Baum höher, dann dominiert das Natürliche, der unberührte Eindruck, ist der Baum niedriger, dann wirkt er eher wie Dekoration des baulichen Umraums.

Ist nun ein Dorfplatz zu begrünen, wo die Äcker fast bis zum <sup>Vorstadt</sup> Rathaus reichen, dann sind etwaige Bäume hoch und dominierend zu wählen, denn hier herrscht der Eindruck, die Architektur sei in die Landschaft gesetzt. Befindet sich der zu begrünende Platz hingegen mitten in einer Großstadt, wo nicht die Bebauung in die Natur, sondern quasi die Natur in die Bebauung gesetzt wird, hat sich rein theoretisch die Vegetation zurückzuhalten und sich unaufdringlich in das Schema einzuordnen.

Nun gibt es aber häufig Fälle, für die eine solche grundsätzliche Entscheidung nicht ohne weiteres möglich ist. Ein solcher ist der Griesplatz. Von der Situierung her zweifelsohne ein städtischer Platz, von seiner Erscheinung her aber ein fast beispielhaft erhaltenes Vorstadtensemble. Rein gefühlsmäßig, und das wird hier ausschlaggebend sein, müßte er also große starke Bäume haben, die möglichst bis über die Dächer der flachen kleinen Häuser am Ort hinausragen sollten. So wie beim nördlich von ihm gelegenen Pendant und gleichzeitig stützenden Beweis, dem Lendplatz, der in seiner Begrünung sehr überzeugend wirkt.